



Vorurteil:

«Offene Projektwettbewerbe sind aufwendiger und teurer als selektive Verfahren.»

Es klingt einleuchtend: Je mehr Wettbewerbsbeiträge eingehen, desto grösser ist der finanzielle Aufwand des Auslobers. Schlechte Karten also für offene Wettbewerbe. Diese Kausalität gilt aber nur bis zu einer gewissen Zahl an teilnehmenden Büros, und auch nur dann, wenn wir die Kosten einseitig auf das Verfahren fokussieren. Berechnen wir die Kosten pro Beitrag, ergibt sich das gegenteilige Bild. Es ist also eine Frage der Sichtweise, die wir kombinieren sollten: Weder ganz wenige noch sehr viele Teilnehmer sind für die erfolgreiche Durchführung eines Wettbewerbs sinnvoll. Eine zu kleine Auswahl schmälert die Qualität des Resultats, und ab einer gewissen Anzahl Teilnehmern rechtfertigt der geringe Grenznutzen den Mehraufwand des Auslobers nicht mehr.

Wir plädieren auch bei selektiven Verfahren für mindestens zwanzig Teilnehmer inklusive Nachwuchsregelung. Das sollte die qualitative Basis dafür sein, um über die Unterschiede bei der Verfahrensdauer und den Kosten nachzudenken. Da startet das selektive Verfahren mit Handicaps: Durch den zusätzlichen Schritt der Präqualifikation verlängert es sich deutlich. Weil die Selektion im öffentlichen Verfahren anfechtbar ist, ergibt sich ein zusätzliches Risiko. Zudem ist der finanzielle Aufwand für die Präqualifikation nicht geringer als der Aufwand für die Beurteilung zusätzlicher Projekte im offenen Verfahren. Offene Verfahren mit bis zu fünfzig Beiträgen sind also selten aufwendiger als selektive.

Das offene Verfahren hat den Nachteil der Ungewissheit: das Risiko, dass etablierte Büros die Teilnahme eher meiden und dass die Logistik kaum mehr zu bewältigen ist. Solange das offene Verfahren die Ausnahme ist, bleiben auch dessen Risiken bestehen. Es ist daher wenig hilfreich, sich gegenseitig immer wieder die unterschiedlichen Sichtweisen zu erklären. Verfahren können optimiert werden. Wir sollten dabei unkonventionell denken und auch die Argumente nicht vorab selektionieren. Armin Meier ist Raumplaner, Wirtschaftsingenieur und Teilhaber bei Strittmatter Partner in St. Gallen. Das Unternehmen organisiert jedes Jahr etwa fünf offene und fünf selektive Projektwettbewerbe. ●



Vorurteil:

«Für komplexe Bauaufgaben eignet sich der offene Projektwettbewerb nicht.»

2008 wurde der Projektwettbewerb für das Kantonsspital Graubünden in Chur offen, einstufig und anonym ausgeschrieben. Ein offenes Verfahren für eine so komplexe Aufgabe ist heute fast unvorstellbar geworden. Und doch: Im Frühling 2020 eröffnen wir die erste Etappe mit Kosten von 430 Millionen Franken.

Besonders bei schwierigen Bauvorhaben haben Auslober zunehmend Vorbehalte gegenüber den Risiken des offenen Wettbewerbs. Dem können sie einfach begegnen: Der Wettbewerb für das neue Bundesverwaltungsgericht in St. Gallen, 2005 durchgeführt und 2012 mit Gesamtbaukosten von 106 Millionen Franken abgeschlossen, war ein zweistufiger, offener Projektwettbewerb. 200 Büros beteiligten sich mit einem Konzeptentwurf an der ersten Stufe, zwanzig Beiträge qualifizierten sich für die Vertiefung in der zweiten, ebenfalls anonymen Stufe. Dieses leider zu wenig beachtete Modell bietet den Auslobern den Dialog mit den Verfassern an: Nach der ersten Stufe kann dieser anonym mit schriftlichen Rückmeldungen über ein Notariat geführt werden. Das Verfahren begrenzt auch den Aufwand der Teilnehmer auf ein vertragliches Mass, indem stufengerecht das städtebauliche und strukturelle Konzept vorgeschaltet ist. Dem vermeintlichen «volkswirtschaftlichen Unsinn» wird so in doppelter Weise die Stirn geboten: maximale Auslotung mit minimalem Aufwand für die Auslober und minimaler Aufwand mit maximaler Konzentration auf das Wesentliche für die Teilnehmer. Astrid Stauer ist Partnerin bei Stauer & Hasler Architekten in Frauenfeld. Das Büro hat den offenen Projektwettbewerb für das Kantonsspital Graubünden in Chur und den offenen, zweistufigen Projektwettbewerb für das Bundesverwaltungsgericht in St. Gallen gewonnen.

